



Abend-

Zeitung.

93.

Sonabend, am 17. April 1824.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: E. G. Zb. Winkler (Zb. Hell.)

Hochzeitgebräuche in den Städten Rußlands.

Kürzlich beschrieb ich meinen Landsmänninnen ein Dutzend russischer Bräute — jetzt führe ich ihnen eine Einzige vor, welche jedoch alle jene zwölf aufwiegt. Sie ist aus dem reichen Kaufmannsstande, und zwar aus einer Stadt im Pleskowschen Gouvernement. — Man schreibt den Töchtern jenes Gouvernements die liebenswürdige Eigenheit zu, daß sie den Schnitt ihrer Kleider und Hauben nicht ändern, wenn sie auch in ein anderes Gouvernement sich verheirathen. Der Schnitt des Kleides scheint zwar durch ganz Rußland bei den Russinnen einer und derselbe zu seyn, allein im Kopfschmuck findet man auch hier, wie überall in verschiedenen Gegenden, Verschiedenheiten. Die Mützen der Frauen in diesem Gouvernement sind von einer erstaunlichen Höhe. Gerade über der Stirn hinauf möchte dieselbe wohl über dreiviertel Elle betragen. Sie sind von schwerem Goldstoff, und bei Reichen reich mit ächten Perlen verziert, deren viele in Broschen und allerhand Bogen über die Stirn hereinfallen. Nach dem Hinterkopf fällt die Höhe der Mütze schnell ab, und sie schließt dicht an denselben an. Sie ist immer mit einem seidnen oder weißen, oft mit Gold gestickten Tuche so bedeckt, daß man von derselben nur einen spitzigen Winkel über der Stirn sieht. Das Tuch wird unterm Kinn zusammengebunden und bei Vornehmen noch ein langer, mit Gold durchwebter weißer Schleier darüber geschlagen.

Die Braut, welche ich jetzt präsentire, trug einen Saraffan (Rock mit Achselbändern) von weißem Atlas mit breiten Goldtressen besetzt. Die Knöpfchen, mit welchen der Rock von der Brust bis zu den Füßen zugeknöpft wird, waren Brillanten. Darüber trug sie einen Kostik von blauem Atlas. Dieß ist ein langes, ungefähr eine halbe Elle breites Stück Zeug, unter welches sehr gesteihte Leinwand gefüttert, und mit welcher es rings um die Hüften, welche es umschließt, in dichte Falten gefest ist. Es hängt, wie der Rock, nur an Achselbändern, und diese sowohl, als die Falten, sind ebenfalls stark mit Golde besetzt. Dieses Kleidungsstück entstellt mehr, als es ziert, indem es die Taille, wie ein dicker Reif, umschließt. Das unermesslich weite Hemde war ebenfalls mit Goldblümchen durchwebt, und Ketten, Perlen und glänzende Steine bedeckten ganz ihren Hals und Brust. Das Haar wird, bei festlichen Gelegenheiten, aufgelöst und nur mit einem Bande zusammengebunden. Um die Stirn war ein breites, blaues Atlasband so gelegt, daß es sehr gut kleidete.

Alle Russinnen, vorzüglich die in den Städten, lieben Pomade und Schminke. Wenn daher ein junger Mann ein Mädchen gewählt hat und gesonnen ist, um sie zu werben, so sendet er vorerst durch einen oder eine Vertraute ihr eine Büchse sehr wohlriechende Pomade, eine andere mit Schminke. Wird dieß Geschenk angenommen, so darf er nach einigen Tagen selbst kommen und sein Wort anbringen. —

Schimmern und duften bei seinem ersten Besuch seine Geschenke ihm schon von den Wangen und dem Haar der Schönen entgegen, so darf er nicht zweifeln, daß seine Werbung von ihr angenommen werde.

Am Tage vor der Hochzeit gibt die Braut ihren Bekanntinnen ein Fest, welches der Mädchen-Abend heißt. Alle hierzu geladenen Mädchen erscheinen in ihrem besten Puz. Wenn die Mädchen alle versammelt sind, erscheint auch der Bräutigam mit einem Gefolge junger Leute seiner Bekanntschaft. So bald er erscheint, wählt die Braut zwei aus der Mädchenschaft und zieht sie zu sich. Er nähert sich ihnen, präsentirt jeder ein Glas Meth, woraus sie nippt. — Dann erhalten diese Freundinnen, so wie die Braut selbst, von ihm ansehnliche Geschenke. Die Frauen, welche allenfalls bei diesem Feste erscheinen, halten sich ganz entfernt, nur als Zuschauerinnen. Der Abend wird mit Schmausen und Trinken, Tanzen und Singen zugebracht. Die Rolle, welche bei den ärmeren Russen der Branntwein bei solchen Gelegenheiten spielt, übernimmt bei den Reichen der Champagner und Madera. Doch äussert sich dieß edlere Getränk auch in seinen Folgen weniger gemein.

Für den Tag der Hochzeit übergeben die Aeltern des Brautpaares ihre Rechte an zwei andere Frauen, welche man die Braut- und Bräutigamsmütter nennt. Diese sind verbunden, am Morgen des Hochzeittages sich bald nach dem Hause der Braut und des Bräutigams zu begeben. Sie erwarten die Ankunft ihrer für diesen Tag ihnen Anvertrauten in einem Vorzimmer. Ein weißbedeckter Tisch und vor demselben ein Stuhl steht hier. Auf dem Tische liegt ein Brod, Salz, ein Teller, auf demselben ein Kamm und ein Heiligenbild, den Schutzpatron der Braut darstellend. Die Aeltern führen jetzt dieselbe aus den innern Zimmern der Brautmutter entgegen. Diese umarmt und küßt sie und führt sie zu dem Tisch, nimmt das Heiligenbild auf und hält es so, daß die Braut, um dreimal unter demselben hin und her zu gehen, sich büßten muß. Sie küßt dabei jedesmal, wenn sie sich dem Bilde nähert, die Hand, welche es hält. Jetzt verrichtet sie ihr Gebet knieend vor dem Tisch, wobei sie vielmal die Erde küßt und dabei stark weint, oder weinen muß. Dann setzt sie sich auf den bereit stehenden Stuhl, legt einen Arm auf den Tisch und den Kopf darauf, wie Jemand, der schlafen will, weint aber dabei immer fort. Ihre Brüder, oder sonst nahen männlichen Verwandten, die nach und nach hereingetreten sind, nähern sich ihr einer nach dem an-

bern, und ziehen den auf dem Tisch liegenden Kamm dreimal durch ihr Haar. Ein Jeder, der den Kamm wieder auf den Teller legt, legt ein Stück Geld — als Hochzeitgeschenk hinzu. Der letzte legt das blaue Band, welches der erste ihr abgenommen hat, ihr wieder um. Nachdem Alle sie auf diese Weise durchgekämmt haben, erhebt sie sich, und die Aeltern übergeben sie jetzt nochmals, unter vielen Thränen, der Brautmutter, die dann mit ihr zur Kirche fährt. — So bald sie in den Wagen gestiegen ist, wirft sie das Tuch, womit sie bis jetzt ihre Thränen getrocknet hat, weit von sich. Sie wirft damit alle Thränen und die Ursache aller Thränen weg, und geht nun der Freude entgegen. — Wäre dieß Mittelchen probat, wie wollte ich es allen Mädchen meines Vaterlandes, die im Begriff sind, an den Trau-Altar zu schreiten, empfehlen! — Der Bräutigam, in dessen Hause dieselben Zeremonieen vorgefallen sind, empfängt sie an der Kirchthür. Ein Priester, der sie gleichfalls in der Vorhalle erwartet, verlobt Beide daselbst noch einmal feierlich und führt sie dann in den Tempel. Bei der Trauung finden dieselben Zeremonieen statt, welche ich neulich beschrieben habe, nur daß die Kronen hier mit Gold und Perlen beschwert, die Tücher von Seide, ebenfalls mit Gold durchwirkt sind.

Nach der Trauung bilden viele, in der Kirche versammelte Frauen ein Viereck, spannen ein großes buntes Tuch darüber aus, welches sie hoch halten, wie einen Baldachin. Die Braut schlüpft unter dasselbe und man schmückt sie da sogleich mit der mächtig großen Grenadiermütze und dem goldgestickten Schleier. So tritt sie heraus, und fährt mit ihrem jungen Gatten zurück. An der Thür ihres Hauses erwartet sie ihre wirkliche Mutter. Einige Diener eilen, sobald der Wagen hält, einen Pelz auf der Erde auszubreiten, worauf das junge Paar sich wirft und die Füße der Mutter küßt. Dieß bringt Glück. Solcher Hülfsmittelchen hat der Russe viele, und hängt mit starkem Glauben daran. Er kennt die guten und die bösen Tage, und es gibt deren, wo er nie eine Reise antritt oder sonst etwas Bedeutendes vornimmt. Und da ohnehin nun die Hochzeitgesellschaft schmaust und sich, so wie man anderswo auch thut, vergnügt, so will ich, an den Aberglauben des ungebildeten Russen erinnert, hier noch eine Begebenheit beifügen, die beweist, wie sehr derselbe noch darinnen befangen ist.

Ein noch jetzt lebender Offizier war, vor nicht vielen Jahren, bei seinem Vater auf Urlaub zum Besuche. Er brachte während dieser Zeit zuweilen einige Tage bei einem Nachbar mit Jagen zu. Kurz vor Ablauf des Urlaubs läßt jener Nachbar ihn nochmals zu einer Jagdparthie laden. Der Vater, unzufrieden, daß man ihm den Sohn jetzt noch entziehen will, äussert dies, und der Sohn verspricht, ganz gewiß noch diesen Abend zurückzukommen. Indes zieht sich die Jagd bis in die Nacht hinein; der Freund hält auf, aber der gute Sohn reißt, seinem Versprechen gemäß, noch ab. Er ist zu Pferde und von einem Diener begleitet. Die Nacht fodert ihren Tribut — der Jäger ist sehr ermüdet und sieht sich nach einem Platze um, wo er ein wenig ruhen könne. Auf dem Pferde zu schlafen, war ihm nicht gemüthlich, da ein klarer Regen fiel, der ihn ganz allmählig einzuweichen drohte. Ein Kirchhof und Kirche nahe an der Strafe lud ihn ein. Die offene und oben bedeckte Vorhalle der Kirche war eben Alles, was er bedurfte. Er befiehlt dem Diener, die Pferde grasen zu lassen, nimmt seinen Sattel zum Kopfkissen und legt sich zurecht. Kaum kostet er des Schlafes erste süße Körnlein, als sein Diener ihn anstößt und erinnert, daß es Zeit sey, aufzubrechen. Er schilt ihn und legt sich wieder nieder; doch der Diener weckt ihn bald zum zweitenmal. Der Herr wird heftig und nennt ihn einen Haasen, den der Ort ängstige.

„I nun — sagt Jener — es ist denn auch nicht zu spaßen. Sehen Sie sich nur um. Sehen Sie nur, wie die Kirche erleuchtet ist und wie es darin hammers und arbeitet.“

Der Herr richtet sich auf und findet es wirklich so. Durch einen Spalt in der alten Thür sieht er einen Sarg und neben demselben eine weißgekleidete Figur mit zerstreutem Haar, die allerhand Bewegungen macht. Er bewaffnet sich; sein Fuß sagt der morschen Thür ein ernstliches Wörtchen, sie springt auf, und er steht im Tempel. Die weiße Figur ist verschwunden, der Sarg ist noch da. Er eilt an ihm vorüber, nimmt eines der vielen brennenden Lichter und sucht überall und lange vergebens nach jener Gestalt, bis er sie endlich unter einer Decke des Altares zusammengekauert findet. Er redet sie an — sie antwortet nicht. Er droht, durch sein Gewehr sich zu überzeugen, ob sie Mensch oder Geist sey. Da erhebt sie sich, fällt ihm zu Füßen und bittet, sie nicht zu

verrathen, wenn sie ihm bekenne, was sie zu dieser Stunde hieher getrieben habe. Ihre Mutter, sagte sie: sey eine sehr kluge Frau und im Besiz vieler übernatürlichen Künste und Wissenschaften. Mit einem Wort: eine Hexe — die hier zu Lande noch nicht alle verbrannt und ausgerottet sind. Sie liege jetzt zum Tode krank, und wolle gern ihr, der Tochter, ihre Kenntnisse mittheilen, könne dies aber nicht eher, als bis sie drei Zähne eines Todten in der Hand habe. Diese zu holen, habe sie sie hieher geschickt. — Man duldet nämlich hier, zumal auf dem Lande, selten einen Todten über Nacht im Hause. In der Regel begräbt man den am Morgen Verstorbenen noch vor Sonnenuntergang. In dem Gouvernement, wo diese Begebenheit vorfiel, hatte man jedoch die Menschlichkeit, ihn eine Nacht in die Kirche zu setzen. — Sie war nun beschäftigt, von einem, diesen Abend hieher gebrachten, Verstorbenen sich diese Zaubermittel zu verschaffen. Durch den ihr verwandten Kirchendiener hatte sie die Schlüssel erhalten. Um alle Vorübergehende zu schrecken und vielleicht sich selbst mehr Muth zu machen, hatte sie so viel Lichter, als sich nur in der Kirche befanden, angezündet. Eines Zahnes hatte sie sich bereits bemächtigt. Hammer und Zange lagen noch bei dem Todten.

Jetzt trat, ermuthigt, auch der Diener hinzu, erkannte in dieser Person die Schwester seiner Wirthin. Sie ist, auf die Anzeige dieses Vorfalles, ernstlich bestraft worden. — Der Offizier, der späterhin viel wahren Muth bewiesen hat, gestand, daß die Schauer dieser Nacht ihm doch ein ansehnliches Fieber nachgelassen hätten.

Diese Geschichte ist wörtlich wahr. Aehnliche, wenn auch nicht ganz so schauerlich, kann man, wenn man will, täglich hören. Vorzüglich glaubt der Russe, daß jene klugen Frauen, die durch ihre Wissenschaft nur zu schaden suchen, sich oft in Hunde verstellen. Daher sind die Hunde von dem gemeinen Mann gar nicht geachtet. Desto höher hält man die Katzen und mästet sie dergestalt, daß ich noch nie so große, fette Thiere dieser Art gesehen habe, als hier. Eine Gärtnerfrau zu Petersburg versicherte mir, daß ihre Katze sogleich die Kaffeetasse wegschiebe, wenn man ihr Milch und nicht gute Sahne hinzugegossen hätte.

L. Reinhard.

Auf den Tod eines vornehmen Verschwenders.
Von allen Schulden zahlt' er eine nur,
Es war die Schuld an die Natur.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Diese Pantomimen-Meister-Familie einigt sich mit dem Theater-Direktor zu unserm Nachtheil. Wir, nämlich ich, der Recensent, und wir, das Publikum, müssen, um die Wiener Mimen zu sehen, erhöheten Preise zahlen, wie zur Zeit Esclair's und der Frau von Holtei. Das ist hart. Um so mehr hart, als die Pantomimen den gewöhnlichen Theaterpreis nicht werth sind. Doch, hören Sie. Fünftermal wurde uns die erste Pantomime zum Besten gegeben. Sie heißt: „Der goldene Schlüssel, oder: der bombardirte Arlequin,“ große komische Pantomime in zwei Aufzügen von J. L. Lewin &c. Der gedruckte Inhalt dieses Mimenstücks wurde wohlfeil genug, gegen Erlegung eines Silbergroschens Nominal-Münze, an der Theaterkasse ausgegeben. Ich dürfte Ihnen also nur den ziemlich gut stylisirten Inhalt mittheilen, und ich füllte auf eine bequeme Weise den Platz. Was ist aber Ihnen und den Lesern mit dem wunderlichen Sujet gedient? Nur diese Worte des Herrn Lewin mögen hier stehen: „Die vielen komischen Scenen zu beschreiben, würde nur den Effekt dieser Pantomime schmälern.“ Nun, ja; das Fade dürfte noch wohl zu ertragen seyn, aber das, was Hr. Lewin komisch zu nennen beliebt, heißt bei mir und, Gott sey Dank! bei den Meisten: undecent, zotenhaft! Es würde mir leicht seyn, diese meine Ausdrücke vielfach zu rechtfertigen, wenn ich mich nicht schämte, das dem Papier anzuvertrauen, was die Mimiker so rücksichtslos einem ganzen Publikum (ach! und einem geduldigen!) zur Schau gestellt haben. Dergleichen Kunst-Gaukel- und Parforce-Stücke gehören in die Jahrmarktbude eines Charlatans, aber nicht auf's Theater; eben so wenig, wie die Bestien, die, den Comödianten zum Trost, auf den Wiener Bretern ihr Unwesen treiben. Um aber doch bei denen, welche Hrn. Lewins Pantomime für ausgezeichnet halten, nicht als ungerecht zu erscheinen, will ich kürzlich anführen, was ich einigermaßen leidlich gefunden habe. Pantalón, Hr. Sies, fiel mit geschickter Ungeschicklichkeit häufig zu Boden. Sah sich recht gut an, das. Warum rief's Publikum nicht: da capo! Pierot, Hr. Schellenberger, hat es in der Mimik am weitesten gebracht. Mitunter recht passend. Arlequin, Hr. Lewin, sehr gewandt, sehr muskulös, aber sonst nichts. Colombine, Dem. Rosa Lewin, zeigte ein kleines kokettes Lächeln, und das war genug, daß Viele die aufgetrennte Naht am Kleide an keinem Abende sahen. Spielt Dem. Rosa auch in Wien Colombine? Die Verwandlungen waren oft täuschend und überraschend, boten aber nichts Ausgezeichnetes; kurz ich

Habe mir Alles recht wohl von hinten und vorne betrachtet,

Aber das Beste des Stücks: daß es so schwelgsam gespielt!

Die zweite Pantomime, welche wir zu sehen bekamen, ist betitelt: „Arlequin im Zaubergarten, oder: die Sternens-Fee,“ komische Zauber-Pantomime in 2 Aufzügen von J. L. Lewin. — Wenn ich dieses Nachwerk in der Erfindung ärmlich nennen wollte, so thät' ich ihm zu viel Ehre an; nein, es ist fragmentarischer Unsinn! Kein Mensch wußte nach der

Vorstellung, was er eigentlich gesehen hatte. Im zweiten Akte tanzte Dem. Sonnleithner (von unserer Bühne) und Dem. Rosa Lewin ziemlich schlecht ein Pas de deux. Einem meiner werthen Collegen, dem Kritiker Schall, hätte es, wie er in seiner Zeitung dieß berichtet, fast schlecht ergehen können, weil er diesen Tanz nicht für schön befunden. Stellen Sie sich vor: Dem. Sonnleithner, Dem. Rosa Lewin, secundirt von Flora Lewin und der „er- und wohlgewachsenen Gouvernante,“ wie Hr. Schall sie nennt, ersteigen am hellen Tage zwei Treppen der goldenen Art (in dem so genannten Hause wohnt der Zeitung-Redakteur) auf der frequenten Ohlauer Straße, und gehen dem Kritiker, eine furchtbare Quazdrupel-Allianz, in seinem eigenen Zimmer zu Leibe. Und der? — Der manövrirt mit gewohnter List und Gewandtheit, und die Comödiantinnen stehen beschämt da vor der ganzen Stadt. Aber Kinder, was um thatet Ihr Euch dieß an? Wenn Ihr zu Männern gehen wollt, so thut es sub umbra noctis, und nicht in solchen Angelegenheiten. Mir hätte der Besuch auch recht viel Spaß gemacht. Zwar hätte ich eben so wenig, wie Herr Schall, besser tanzen können, als Dem. Sonnleithner, und ich bin also auch in ihren Augen ein schlechter Kritiker. Aber ich sehe die Damen gern, selbst in ihrer Bosheit. Und was gen des Tanzens hätte ich Rath geschafft. Indes ich den Damen Bonbons, oder andere Confitüren vorgesetzt, hätte ich Hrn. Baptiste, den Universitäts-Tanzmeister, holen lassen. Der ist ein kompetenter Mann, kann sehr gut tanzen, und würde den Damen gesagt haben: Mes belles, vous avez dansez sans grace, sans adresse! — Die dritte Darstellung des Lewin'schen Fantastestücks wurde zum Besten der resp. Pantomimen-Eksekutoren gegeben. Ganz derselbe Mischmasch! Aber gegen das Ende der Vorstellung hatten wir einen seltenen Genuß: wir sahen nämlich in einem Pas de trois Dem. Sonnleithner chinesisches tanzen. — Die Fremden mögen mir es nicht verargen, daß ich gegen sie nicht galanter habe seyn können, und wenn ihnen damit gedient ist, ein Lob zu hören, so will ich dieß recht gern dahin wiederholen, daß auch in der zweiten Pantomime einige artige Verwandlungen vorkommen. — Von den Stückchen, die als Aushülfe mit den Pantomimen gegeben wurden, nenne ich: „Secretair und Koch.“ Herr Schmelka blies, als Koch Blasebalg, den Humor wirbelwindartig von sich. „Zu Zeiten hab' ich auch mein Stündchen,“ so sagt Ferdinand Blase in der Kokebue'schen Einladungskarte. Und in der That, Hr. Kriete hatte sein Stündchen; dießmal spielte er nicht sich, sondern den hülfreichen Kellner. Neu einstudirt waren: „Der Ring,“ von F. L. Schröder. Doppelte Reihen von Schönen schmückten die Logen. Waren die Damen so zahlreich gekommen, um ein gutes Lustspiel zu schauen, so thaten sie vollkommen wohl daran. Oder hatten sie andere Empfehlungen hergeführt? Dann ließe sich manches: aber! vorbringen. Die Baronin Schönhelm, Mad. Schmidt, im Ganzen lobenswerth. Aber es erregt ein widriges Gefühl, so unmotivirte Uebergänge der Stimme zu hören. Dergleichen herzerschneidende Töne, wie sie Mad. Schmidt von sich gab, passen weder für den Soecus, noch für den Cothurn. Auch dem Anzug, so geschmackvoll und vollständig er war, fehlte etwas. Ein Räthsel für die Damen; für die Herren keins. —

(Der Beschluß folgt.)